

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 287.

Posen, den 14. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Da hatte er zuerst zwar allerlei Ausflüchte, doch es trieb ihn selber zum Schreibtisch.

Nachher setzte er sich in den Schaukelstuhl und sah lange vor sich hin.

Wunderlich bedrängte es sein Herz. Als ob ihm Gott für das Kind, das er ihm genommen, ein anderes hätte geben wollen, das teilnehmen sollte an seinem Leben und Streben.

„Es ist gar nicht trocken und öde,“ hatte die Kleine gesagt. Hatte mehr noch mit den Augen als mit Worten um ein neues Kapitel gebettelt.

Und plötzlich ertappte er sich auf dem Gedanken: Schade, daß die Christel kein Junge ist!

Ein Junge?

Mit einem unsicheren und wehen Ausdruck duckte er sich.

Damit er auch diesen „Jungen“ schließlich mit seiner afrikanischen Leidenschaft ansteckte? Damit auch der nach drüben ginge und dort verscharrt würde?

Nein, nein, es war besser so . . . besser so!

Und ruhelos begann er wieder über den Fries zu laufen. Dabei war ihm immer, als ob noch etwas im Zimmer sei . . . etwas Fremdes. Kopfschüttelnd sah er sich um.

Erst da bemerkte er, daß die Marmoruhr ging. Er trat an den Kamin, hörte einen Augenblick ihrem eiligen Ticken zu und hemmte dann ihren Lauf.

So war es wieder totenstill. —

Inzwischen hatte sich Rütting droben mit einem halben Seufzer schon an das neue Kapitel gemacht. Aber sie ertappte sich dabei, daß sie nur mechanisch abschrieb.

Sie dachte immer an den Vater: „Hilf mir und ihm!“ hatte sie in dem Briefe an Günther gebeten.

Und ohne Frage hatte sich der Eifer des Vaters belebt. Mit neuer Kraft war er an das große Werk gegangen, das er schon völlig aufgegeben hatte, und stärker als je schienen seine Hoffnungen zu sein, es doch noch zu zwingen.

Hatte Günther auch das vollbracht? Und wodurch? Nur stückweise hatte sie ja seinen letzten Brief gelesen.

Es blieb ihr rätselhaft trotz allen Grübelns. —

Als sie tags darauf — mitten im Gespräch — entdeckte, daß die Marmoruhr wieder stand, unterbrach sie sich, ging zum Kamin und sagte: „Sie guckt mich immer so traurig an, als ob ich ihr helfen soll.“

„Wie?“ fragte der Vater, als hätt' er nicht recht gehört.

„Ich meine die Uhr,“ antwortete sie, ohne einen Blick von ihr zu verwenden. „Und ich kann sie so gut begreifen. Es geht ihr ebenso, wie früher mir. Sie darf überhaupt nicht zeigen, was sie kann. Hör' mal, wie lustig sie läuft.“ Damit stieß sie sie an. „Ich glaube, vor Freude rennt sie viel zu rasch. Gönn' es ihr doch, Papa!“

„Du bist ein Kindstopf,“ sagte er nur.

XI.

Walter Hoermann zog gerade den Drücker aus der Tasche, um die Haustür zu öffnen, als Ilse, die nach Berlin wollte, sie von innen aufmachte.

„Besorgungen?“ fragte er. „Wer ist denn drin? Rütting?“

„Ich denke, sie wird wohl bei Papa sein.“

Er lachte kurz auf. „Versteht du das?“

„Nein,“ erwiderte sie achselzuckend. „Aber freuen wir uns doch. Man kann endlich wieder atmen.“

Ja, man konnte wieder atmen — ein freierer und frischerer Zug ging durchs Haus.

Ordentlich froh sah sie die Häuser vorübergleiten, als sie in der kleinen Pferdebahn zum Bahnhof fuhr. Und mit einem Male kam ein Lächeln und eine leise Wärme in ihre Augen: eine lange, vornübergebeugte Gestalt — Wolfgang Crusius! Da ging er auf dem Trottoir hin, ohne aufzusehen, und blieb mehr und mehr zurück.

In diesen letzten schweren Wochen war er ihr so fern gewesen. Kaum ein flüchtiger Gedanke hatte bei ihm und Lene Beyer verweilt.

Aber nun, wo alles wieder in den Alltagsrott einlenkte, gewannen auch er und seine Sehnsucht wieder verstärktes Interesse für sie. Und da sie gerade nach Berlin fuhr, beschloß sie, auf alle Fälle mal bei dem Detektivbureau Sol (sieht, hört, weiß alles!) vorzufragen. Die Quittung des Instituts hatte sie bei sich . . . sie war legitimiert.

So klingelte sie denn zum zweiten Male an der Tür, über der das Schild mit den Riesenbuchstaben angebracht war.

Diesmal öffnete der Hochfragige selber. Sie nannte ihr Begehrt und war auf ein höfliches Bedauern gefaßt, aber wider Erwarten griff der „Direktor“ in ein Fach, holte eine Aktenmappe hervor und sagte: „Die Ermittlungen waren schwierig, aber bei den ausgezeichneten Verbindungen unseres Instituts, das ich nicht mit andern zweifelhaften und berüchtigten Anstalten zu verwechseln bitte, ist es trotzdem gelungen, die gesuchte Person ausfindig zu machen. Hier: Helene Beyer, seit dem 28. März 1900 Frau Wienecke, Adalbertstraße 40. Die Frau führt ein kleines Blumengeschäft. Der Mann ist Stadtreisender. Was die Kreditfähigkeit betrifft —“

Aber Ilse Hoermann dankte für alles weitere, notierte sich die Adresse und ging nach Zahlung der Restsumme in wunderlicher Erregung die Treppe hinab.

Eine brennende Neugier packte sie, sich das Ideal von Wolfgang Crusius in der Nähe anzusehen. Und ohne lange Ueberlegung bestieg sie die nächste elektrische Bahn, die sie nach dem Südosten Berlins führte.

Natürlich würde sie pro forma ein paar Rosen kaufen und sich im übrigen auf den Zufall und ihr Glück verlassen. Wenn der Mann außerem Hause tätig war, würde die Frau wohl selber bedienen.

Schon von weitem wies ihr eine mit billigen Blumentöpfen besetzte Holztreppe ihr Ziel. „Blumen- und Samenhandlung von R. Wienecke“ stand auf dem Schilde. Das Lädchen war klein und leer. Unwillkürlich sah sich Ilse nach den Mietskasernen um, die sich rings öde und einformig aneinanderreiheten. Wer sollte hier Blumen kaufen?

Die Tür des Ladens stand offen. Sie trat ein. Aus dem Nebenzimmer tönte Kindergeschrei, eine Stimme schalt dazwischen, und ein Kanarienvogel schmetterte hell darein. Oder waren es mehr? Es schien ihr fast, als ob ein halbes Duzend durcheinanderschlügen.

Sie räusperte sich und versuchte sich auf jede mögliche Weise bemerkbar zu machen, doch bei dem Straßenlärm und dem Rattern der elektrischen Bahnen war ihre Mühe vergeblich. Sie mußte doch erst an die Tür des Wohnzimmers klopfen.

Im nächsten Moment erschien dann auch ein weibliches Wesen im Laden, rieb sich die Hände noch rasch an der Schürze ab und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Dame, wenn Sie warten mußten. Bei dem Heidenlärm drinnen hört man auch rein gar nichts. Womit kann ich dienen?“

„O bitte . . . ich möchte nur ein paar Rosen haben . . . La France-Rosen vielleicht.“

Also das war Frau Wienecke . . . Vene Beyer! Ilse Hoermann bemühte sich, jeden ihrer Blicke im Zügel zu halten. Sie sah die halbwelken Rosen, die ihr vorgelegt wurden, kaum an. Immer von neuem kehrte ihr Blick zu der Frau zurück.

Ein Durchschnittsgesicht, in dem keine Spur feineren Lebens zu entdecken war. Das etwas vergrämte Gesicht einer sich abradernden Mutter und kleinen Geschäftsfrau. Das Heim ein bißchen unordentlich, die Bluse nur halb zugeknöpft. Die ganze Person etwas gelb und hager, wie man es wohl bei Frauen trifft, denen die Kinder zu viel Kraft genommen. Aber beweglich und lebendig war sie noch — aus allen Ecken versuchte sie etwas zu holen, ohne doch etwas Rechtes zu finden.

„Hier, meine Dame . . . vielleicht wäre dies etwas! Oder wir nehmen noch von jenen dazu . . . bitte, fühlen Sie nur: alles noch fest! Eine größere Auswahl hab' ich leider nicht da. Hier in der Gegend lohnt es sich nicht. Wir können nur die billigeren nur die billigeren Sorten führen. Zwei nur zehn Pfennig, sechs fünfundzwanzig. Darf ich sechs geben?“

Aber sie stutzte, hielt das große Rosenbüschel in den zerstochnen und abgearbeiteten Fingern und sah die Dame halb verlegen an.

Sie hatte gefühlt, wie die sie unverwandt betrachtet hatte.

„Verzeihen Sie,“ sagte Ilse und ward etwas rot, „Sie kommen mir so merkwürdig bekannt vor. Ich muß Sie irgendwo öfter gesehen haben.“

„Daß ich nicht wüßte,“ erwiderte die Frau mit leisem Mißtrauen. „Woher soll mich die Dame kennen?“

„Waren Sie vielleicht früher in einem größeren Blumengeschäft? Oder —“

Sie stockte. Sie wußte nicht weiter. Doch die Frau empfand das Unvermittelte der Frage gar nicht.

„Ja,“ sprach sie, „in der Leipzigerstraße . . . bei Röse & Diekmann. Aber das ist lange her. Höchstens könnt' ich die Dame bei Schölermann bedient haben, Dorotheenstraße — ich kann mich aber doch nicht mehr entsinnen.“

Und lächelnd — dieses Lächeln machte das Gesicht jünger und hübscher —: „Allerdings hatt' ich damals andres im Kopf. Wir dachten schon an das eigene Geschäft. Nu haben wir das auch schon fünf Jahre. Aber wenn mein Mann nicht extra verdiente — er ist Stadtreisender in Zigaretten —, dann ginge es doch nicht.“

Sie blies aus dem Zerstäuber Wasser über die Rosen, umwickelte die Stiele rasch mit Staniol und nahm Seidenpapier unterm Ladentisch hervor.

„Drei Bälger bei der schlechten Gegend, meine Dame, das ist nicht leicht. Hören Sie nur, wie sie brüllen. Und dann noch die Kanarienvögel — man kann kein eigenes Wort nicht verstehen.“

Ilse legte ein Marktstück auf den Tisch.

„Da ist Ihr Mann wohl ein großer Tierfreund?“

„Wegen der Kanarienvögel? Ach, was das betrifft! Aber er hat 'ne Hecke angelegt und verkauft dann. Echte

Harzer Koller, meine Dame, wir übernehmen jede Garantie. Und wenn Sie vielleicht einen mitnehmen wollen —? Nein? Bitte: fünfundsechzig Pfennig zurück. Danke sehr.“

Da stand Ilse Hoermann also nun wieder draußen, mit einem eingewickelten Rosenstrauß, für den sie keine Verwendung hatte, in der Adalbertstraße. Sie ging nach der Haltestelle der elektrischen Bahn und schüttelte nur immer den Kopf.

Also das war Vene Beyer! Vene Beyer, die einst den Blumenregen über die schmutzige Treppe eines alten Mietshauses geschüttet, die dem jungen Wolfgang Crusius heimlich lachend die weiße Äster herabgeworfen, die den stillen Menschen in einen Kauf von Seligkeit versetzt hatte! Und nun verkaufte sie auf Draht gezogene Rosen, das Stück zu fünf Pfennig, raderte sich mit drei Bälgern ab, war halb verbraucht und verarbeitet und versorgte die Kanariennecke, aus der ihr ingenios angelegter Gatte wahrscheinlich die Bierroschen herauskugelte.

Ilse Hoermann mußte mit einem Male laut auf-lachen. Alle Achtung vor diesem Lebens- und Schönheitsideal von Wolfgang Crusius! „Es kann sich niemand mit ihr vergleichen!“ hatte er ihr noch vor wenigen Wochen gesagt.

Seltam: sie hatte seitdem eine leise Verstimmung oder Spannung in sich gefühlt, wenn sie an diese mysteriöse Vene Beyer gedacht hatte. Sie war heimlich auch etwas verlezt, daß sie selber zu nichts anderm gut sein sollte, als einem verblässenden Phantasiebild neue Farben und neues Blut zuzuführen.

Aber seit vorhin war jede Spannung, jede Verstimmung wie weggeblasen. Sie mußte immer lächeln. Der Träumer! Der Phantast! Der gute lange Junge!

Wie sein guter Geist und Genius kam sie sich vor. Mit einer stillen, bemutternden Zärtlichkeit dachte sie an ihn. Er war ein langamer Mensch, den man vorwärtsstoßen mußte. Aber nun war es ein Leichtes, das holde Lügenneß, in das er sich einspann, zu zerreißen. Sie brauchte ihm nur die Adresse seines Ideals zu geben. Und sie freute sich schon auf den Augenblick, wo sie ihn fragen konnte: „Nun, haben Sie Vene Beyer wieder-gesehen?“

Da würde er wohl rot werden, und dann würden sie beide herzlich lachen. Besser und schneller konnte er nicht geheilt werden.

Und dann?

Dann war der Weg für sie frei.

Aber sie ward zornig über den frechen Gedanken, machte ein böses Gesicht und nahm mit heftiger Handbewegung die eingewickelten Rosen auf.

*

*

Bei heruntergelassenen Rouseaus saß Richard Wille auf dem harten Arbeitsstuhl und starrte in allgemeinem Weltleid auf die Anfänge seines Standardwerkes „Kultur und Weib“.

Seit drei Tagen hatte eine Hitze eingesezt, die ihn völlig marode machte. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, der Gehirnkasten schien ihm völlig ausgetrocknet, selbst die Zigarre wollte nicht mehr schmecken. Und in solcher Verfassung sollte man nun arbeiten!

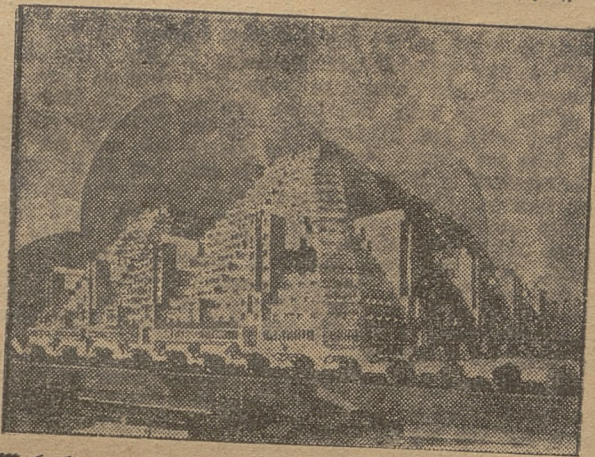
Er verhehlte sich überhaupt nicht, daß etwas in ihm schon seit langem rebellieren wollte. Bis auf Seite zehn war er in dem Fünzigpfennigheft glücklich gelangt, aber seitdem hatte sich trotz mühseligster Geburtswehen gerade ein einziger windschiefer Satz eingestellt. Es war wie verhext: er hatte ja gewußt, daß es mit der Unsterblichkeit nicht ganz so einfach war, immerhin — etwas weniger schwierig hatte er es sich doch vorgestellt.

Um den Durst für ein paar Augenblicke los zu werden, würgte er eine halbe Flasche Selterswasser runter — denn das Bier hatte er während der Arbeit abgeschworen. Dabei fiel ihm ein altes Studentenlied ein: „Trinkt Wasser wie das liebe Vieh — und denkt, es ist Crambambuli!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt der Zukunft.

Wie wird sie aussehen, diese Stadt der Zukunft, über die die Architekten heute die seltsamsten und vor allen Dingen die verschiedenartigsten Vorstellungen haben. Das Raheliegendste wäre zunächst einmal den Weg gängen, den die Amerikaner ihnen heute vorgehen und Straße um Straße der Innenstadt mit gewaltigen Wolkenträgern bepflanzen. Aber auch die Amerikaner haben heute bereits ein Haar in ihren Wolkenträgern gefunden. Sie haben mit Schrecken festgestellt, daß mit jedem neuen Wolkenträger das Verkehrsproblem sich verschärft. Schon heute sind zu den Zeiten des Arbeitsbeginns, der Arbeitspausen und des Arbeitsendens die Straßen der City von solchen Menschenmassen überfüllt, daß die Verkehrstechniker vor schier unlöslichen Problemen stehen. Man kann sich nur schwer eine Vorstellung machen, welche Wirkung ein solcher Wolkenträger in verkehrstechnischer Hinsicht auslöst. Da einzelne amerikanische Wolkenträger bis zu 2 und 3 000 kleineren und größeren Betrieben Unterkunft gewähren, so sind die Straßen, in der der Wolkenträger steht, wenn man nur durchschnittlich 10 Angestellte für den einzelnen Betrieb annimmt, zu den Stunden des Bürobeginns und Bürochlusses von



Die Wohnhauspyramide. Ein phantastisches Projekt des Pariser Architekten Sauvage, das angeblich bereits in nächster Zeit in Paris zur Durchführung gelangen soll.

20-30 000 Menschen bevölkert. Einer solchen Flut gegenüber sind naturgemäß die besten Verkehrseinrichtungen einfach machtlos, und die Zustände auf der Reithorfer Untergrundbahn zu solchen Stunden spotten jeder Beschreibung. Dazu tritt dann noch die völlige Verstopfung der Straßen durch den großen Automobilverkehr. Und das ist nur die eine Seite der Wolkenträgergefahr für den Verkehr. Auch sonst konzentriert ein solcher Wolkenträger die große Menge der täglichen Besucher, der Geschäftsfreunde und Reisenden, der Kunden und Kaufsuchenden in einer Weise, die eine geordnete Abwicklung des Verkehrs kaum noch gestattet. Die Verkehrstechniker zerbrechen sich deshalb schon den Kopf über Zwei- und Mehrelagenstraßen, über die Zerlegung des Verkehrs in verschiedene Ebenen. Man muß sich aber vollkommen darüber klar sein, daß solche Stagenstraßen natürlich keine Ideallösung der Städtefiedlung sind, sondern lediglich Verlegenheitslösungen einer Ueberkonzentration im Städtebau.

Da die europäischen Großstädte in den meisten Fällen in ihren wichtigsten Geschäftsvierteln noch viel schmalere Straßen besitzen als die neueren amerikanischen Städte, so sollte hier eigentlich der Bau von Wolkenträgern nur mit größter Vorsicht vorgenommen werden. Es ist heute keine Kunst, irgendwo einen Wolkenträger hinzusetzen, aber welche Verkehrsprobleme aus diesen Wolkenträgern später entstehen, das sollte man sich besser vorher überlegen. Berlin jedenfalls kann schon heute in seinen wichtigsten Geschäftsvierteln, vor allem in der City, den normalen Verkehr kaum bewältigen. Jede Konzentration des Verkehrs durch Wolkenträgerbauten muß das Verkehrsproblem unlösbar machen.

Eins der interessantesten Projekte in letzter Zeit in städtebaulicher Hinsicht ist wohl das Kugelhausprojekt. Nach diesem Projekt werden die einzelnen Häuserblöcke zu einem Kugelhaus ausgestaltet. Infolgedessen ergibt sich, abgesehen von den wichtigen hygienischen Vorzügen der allseitigen gleichmäßigen Beleuchtung und des freien Zutritts von Luft, in verkehrstechnischer Hinsicht noch der große Vorzug einer Fülle von Verkehrsraum; denn jedes Kugelhaus ist ja an seinem Fuß von breiten Straßen umgeben, die stets um so breiter sein müssen, je größer die Kugel ist, weil ja der nötige Abstand vom nächsten Kugelhaus nicht unten auf der Straße, sondern in halber Haushöhe, gewissermaßen durch den Äquator des Kugelhauses, bedingt wird. Aber das Kugelhausproblem ist technisch noch nicht bis in seine letzten Konsequenzen durchdacht und darum wohl bisher noch nicht spruchreif.

Es gibt übrigens auch Städtebauarchitekten, die der Ansicht sind, daß in absehbarer Zeit das Problem des Straßenverkehrs nur noch eine sehr geringe Rolle spielen wird. Sie sind der Ansicht, daß wir den Höhepunkt der Verkehrsintensität bald

erreicht haben werden. Radio und Bildfuntenwicklung werden nach ihrer Ansicht einen großen Teil des Verkehrs überflüssig machen. Man wird seinen Scheck nicht mehr durch Kassenboten, sondern mit Hilfe des Fernschapparets präsentieren, und die Ueberweisung des Geldes wird über die Bank auf gleichem Wege viel schneller als bei heutigen Geschäftsmethoden erfolgen. Man wird vielleicht auch seine Ware mit Hilfe des Fernschapparets auswählen, kurzum, der Verkehr wird sich nach Auffassung dieser Städtebauer eher vermindern als vermehren. Der einzige Verkehr, der nach ihrer Ansicht noch eine große Entwicklung vor sich hat, ist der Luftverkehr. Unter diesem Gesichtspunkt wollen sie die Stadt der Zukunft bauen. Sie brauchen Häuser, auf denen bequem jedes Flugzeug landen kann, und sie brauchen gute Verbindung von jedem höchsten Start und Landeplatz zur Straße. Das Problem des Verkehrs in der Vertikalen, von oben nach unten, taucht auf. Das Projekt eines französischen Architekten Saubage, das unser Bild darstellt, erinnert bereits an diese modernsten Gedanken der Städtebauer. In ästhetischer Hinsicht müdet jedenfalls der Gedanke großer abgeflachter Wohnhauspyramiden sympathischer an als der der Kugelhäuser. Wie aber nun wirklich die Stadt der Zukunft aussehen wird, das vermag heute niemand zu sagen.

Rund um den Erdball.

Der eine macht's, der andre belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Die gemalte Mahnung.

Die Hausbesitzer in Deutschland sind nicht gerade auf Rosen gebettet; aber sie haben es noch gut gegenüber ihren Kollegen in Oesterreich, wo man sie fast ganz enteignete. In Wien gibt es Leute, die vier Häuser besitzen und betteln gehen müssen. Einer von ihnen, der den Humor noch nicht verloren hatte, ließ eines Tages an sein Haus ein Riesenschild hängen mit der Aufschrift: „Erneuert aus den Mitteln der Instandhaltungszinsen mit der Aufschrift: 1927.“ Die Behörde war zwar sehr böse, aber sie schritt nicht ein. Daraufhin ließ der Hauswirt ein neues Schild malen, diesmal mit den Worten: „Sämtliche Mieter dieses Hauses bezahlen an Instandhaltungskosten soviel wie ein Arbeitsloser für eine Nacht im Armenhause.“ Nun klagte die Behörde auf Entfernung des Schildes, verlor aber den Prozeß, und ganz Wien lachte sich krank. Der Hauswirt aber bestellte zum dritten Male den Maler, und nun kann man lesen:

„Dieses Haus bringt jährlich seinem Besitzer 120 Schilling, dem Portier 534 Schilling, der Gemeinde an Steuern und Gebühren 1680 Schilling, sieben Mietern von acht Untermietern 7590 Schilling.“

Der Erfolg war, daß die Mieter sich freiwillig bereit erklärten, die Mieten zu erhöhen, damit der Hauswirt, der nie gemahnt, aber soviel Humor beisehen hat, nicht ganz leer ausgehe.

Der Dieb, der nicht mehr steht.

Zum vierten Male stand Mister Trotz vor dem Gericht zu Baltimore wegen kleiner Diebstähle; zum vierten Male sollte er verurteilt werden. Doch der Rechtsanwält jetzt durch, daß er in Behandlung eines Chirurgen kam, der eine Operation an den Schilddrüsen vornahm, die gut verlief. Seitdem sitzt Mister Trotz im Gefängnislazarett zu Baltimore, und die amerikanischen Wäiter melden strahlend, daß bereits eine erhebliche Besserung des Patienten eingetreten sei. Er habe seit Tagen nichts mehr gestohlen. Ich möchte gern wissen, was er im Gefängnislazarett sehen kann. Sollte man ihn nicht lieber in Freiheit setzen und abwarten, ob die Nachwirkungen der Operation auch dann noch bemerkbar sind?

Ein moderner Schneider Wibbel.

Als das Lustspiel von Müller-Schlösser: „Schneider Wibbel“, im Jahre 1913 herauskam, lachten sich die Leute krank über die Idee, daß jemand seiner eigenen Beeridigung zusehe. Der Malermeister Koter in Warschau ist aber noch viel weitergegangen; er hat seine eigene Beeridigung mitgemacht, und das kam so: Koter lag im Krankenhaus und starb, worauf man seine Verwandten benachrichtigte und die Beeridigung auf den Mittwoch nachmittags festsetzte. Sein Bruder sagte zwar zu der trauernden Witwe: „Komisch, daß einer wegen Blinddarmentzündung eingeliefert wird und an Magenkrebs stirbt“; aber Koter war nun einmal tot, und so ging man zur Beeridigung. Als sich der Zug aus dem Krankenhaus hinausbewegte, bemerkten die Verwandten, daß ein Mann hinter dem Sarge herschritt, der vertauselte Ähnlichkeit mit Koter hatte, und als sie ihn sich näher besahen, war es Koter selbst.

Er war nämlich gar nicht tot, sondern an diesem Tage als geheilt entlassen worden; und hatte sich dem Zuge nur angeschlossen, weil der Lote genau so hieß wie er. Der Lote aber hieß gar nicht Koter, sondern ganz anders; und dessen Verwandten hatten aus lauter Geiz, um die Kosten für die Behandlung nicht bezahlen zu müssen, einfach bei der Einlieferung einen anderen Namen angegeben, und zufällig den eines Mannes erwischt, der zur selben Zeit ebenfalls im Krankenhaus lag.

Sie will von ihrem Mann verführt sein.

Da war ein Mann in Wien, der sich zur katholischen Konfession bekannte, und ein Mädchen zur Frau nahm, das evangelisch war. Nach dem österreichischen Gesetz ist diese vor dem Standesamt geschlossene Ehe ungültig, da Verschiedenheit der Konfession vorlag. Die beiden sind also eigentlich gar nicht verheiratet; doch niemand begreift, weshalb das Standesamt seinen Segen gab. Die Ehe erwies sich als recht unglücklich; und auf einmal kam die Frau auf die eigenartige Idee, ihren Mann wegen „Verführung, unter Zusage der Ehe“ anzuzeigen.

Das Gericht hatte sich bereits zweimal vertagen müssen, da man aus dem Wirrwarr nicht mehr ein noch aus wußte. Eine Scheidung war unmöglich, da keine Ehe vorlag; das Standesamt hatte aber die Ehe geschlossen, die trotzdem ungültig blieb. Der Mann hatte zwar die Zusage einer Ehe gegeben, sein Versprechen aber auch, soweit es in Oesterreich möglich ist, gehalten. Von einer Verführung kann nur die Rede sein, wenn die Frau glaubhaft machen kann, daß sie ebenso wie ihr Mann gewußt habe, eine Ehe sei bei verschiedener Konfession ungültig. Wenn sie das aber wußte, warum ging sie dann mit aufs Standesamt? Das Gericht hatte den Obersten Gerichtshof um Intervention gebeten, da es keine Handhabe hätte, ein Urteil zu fällen. U. E.

Kleine Kinder spielen gern, große noch viel lieber.

All denen, die sich mühselig schinden, viele Stunden des Tages schuften, um ein wenig des Begehrten nur zu erlangen, jenen Arbeitskulis, mögen sie nun in niederen oder in gehobeneren Stellungen ihre Tätigkeit ausüben, bedeutet Reichtum eine Gloriole von Herrlichkeit. Und doch sind sie nicht immer beneidenswert, die den Mammon besitzen und mit ihm walten können, es fehlt ihnen fast immer, was des kleinen Mannes Glück ist: Zufriedenheit. Sie haben alles, danach sie gelüstet, kein Wunsch bleibt ihnen versagt, und dennoch nagt an ihnen eine Unzufriedenheit, deren sie sich nicht erwehren können, und ihre Tage vergehen in milder Gleichgültigkeit, weil nichts mehr da ist, das ihre Blasiertheit reizt, weil sie gefangen sind in einem goldenen Käfig und echte Gefühle ihnen fremd sind. Zu diesen Misseten wurzelt die Tatsache, daß reiche Menschen oft seltsame Passionen haben, denen sie sich mit aller Leidenschaft hingeben, weniger aus Ueberzeugung denn aus dem Bedürfnis, irgendein Ding auf der Welt zu haben, an das sie ihr Geld verschwenden können, sei es auch sinnlos. Und wenn ein Nabob sich eine Sammlung von abgerissenen Knöpfen mit allem Interesse widmet, oder eine amerikanische Milliardärin eine Sammlung abgeschnittener Köpfe besitzt, so ist das nichts als ein Tick, ein Spleen, der dem Nährboden des Reichtums erwuchs.

In letzter Zeit scheinen sich die Liebhabereien der Herren des Geldes mehr technischen Dingen zuzuwenden, will man aus der Tatsache schließen, daß fast alle Reichen Eisenbahnen ihre besondere Gunst zuwenden. Es scheint, als wäre die Miniaturbahn nicht nur ein beliebtes Spielzeug für Kinder, sondern auch die Erwachsenen haben jugendhafte Freude an ihren eigens errichteten Bahnen. So hat sich ein bekannter englischer Rennfahrer ein eigenes Gebälde erbaut, in dem er ein neues Eisenbahnmodell aufgestellt hat. Der Zug fährt durch Tunnels und Brücken und besitzt alle Eigenschaften seines echten Vorbildes. Ein Gegenstück zu dieser Einrichtung ist die des Herzogs von Westminster, der eine Miniaturlokomobile neuesten Typs besitzt. Und als besonderes Kuriosum muß man die Bahn eines indischen Maharadscha erwähnen, die als Bedienung benutzt wird, derart, daß sie Früchte, Tee und Getränke den Gästen als erhabenen Orakel darbietet. Kostspielige Spielereien, aber reizvoll und mit Geschmack angewandt...

Steuer auf Ehen?

Während man in manchen Ländern die Einführung einer Junggesellensteuer ins Auge faßt, um die Ehescheu gewisser Hagestolze zu brechen, hat sich jüngst ein holländisches Städtchen für die Junggesellen eingesetzt und statt der beantragten Junggesellensteuer in richtiger Erkenntnis der Sachlage eine Steuer auf Ehemänner eingeführt. Die Junggesellen aller Länder finden dieses Vorgehen durchaus gerecht. Sie denken an die Rechnungen ihrer Wäscherinnen und Zimmervermieterinnen, denken an kalten Aufschnitt und abgesprungene Krageknöpfe, und kommen tatsächlich zu dem Urteil, daß der Verheiratete durchaus billiger leben könne. Die Ehemänner im Städtchen und so weit die Kunde von dieser neuen Steuer dringt, sind natürlich aufgebracht. Noch Steuern dafür zahlen, daß man verheiratet ist? Noch Steuern dafür zahlen, daß man seine Freiheit aufgegeben hat? Daß man für zwei, drei, vier, ein halbes Duzend Mäuler arbeiten muß?

Die Stadtverordneten des holländischen Städtchens aber müssen es besser wissen, da sie die Steuer beschlossen haben. Es ist nicht anzunehmen, daß sie alle Junggesellen sind. Und dennoch: Ehessteuer! Wie groß also müssen die Vorteile der Verheirateten sein und wie erbarmswürdig die von den Annehmlichkeiten der Ehe ausgeschlossenen Junggesellen!

Jedenfalls entschied die hohe Versammlung glücklich Verheirateter in heroischer Selbstlosigkeit für die Verteuerung der Ehemänner. Was sagen unsere lieben Frauen dazu?

Aus aller Welt.

Das Bankett der zehn Milliarden. Man ist im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten an Uebertreibungen und Riesensummen gewöhnt. Aber das Bankett, das dieser Tage in New York stattfand, dürfte auch für die Hudsonstadt etwas Uebergewöhnliches bedeuten haben. Es waren neun Ehrengäste anwesend, deren Namen in der ganzen Welt ein Programm bedeuten. Die Automobilbranche war durch Henry Ford, die Flugzeugindustrie durch Orville Wright und Glenn Curtiss, die Kunst der Erfinder durch Thomas Alva Edison, die Eisen- und Stahlindustrie durch Charles Schwab, der Handel durch Julius Rosenwald, die Photographiebranche durch George Eastman, die Verleger durch Chrus Curtiss und die Gummiindustrie durch Harvey Firestone vertreten. Den Vorsitz an der Tafel führte Oscar Meier. Es haben im ganzen etwa zweihundert Personen an dem Bankett — das eine Jahreskonferenz der wichtigsten Industriezweige der Staaten beschloß — teilgenommen, und das Vermögen dieser zweihundert Männer wurde auf ungefähr zehn Milliarden Dollar geschätzt, das heißt, das ist der Betrag, den sie verwalten und über den sie verfügen. Die europäische Industrie hatte als Delegierten den Vorsitzenden der Imperial Chemical Industries Limited, Lord Melchett (London), früher Sir Mond, entsandt.

Menschlicher Winterschlaf. Dr. Volkow berichtet über einen Winterschlaf, welchem sich die russischen Bauern in den ständig von Hungersnot heimgesuchten Gegenden hingeben, wo sie schon gegungen sind, aus Baumrinde hergestelltes Brot zu essen. Dies aber genügt nicht mehr, und daher ergehen sich die Bauern der Borska, das heißt, dem Winterschlaf. Ist der Nahrungsvorrat, mit dessen Hilfe der Winter überstanden werden soll, nach der Ansicht des Hausvaters nicht groß genug, so muß der Verbrauch verringert werden. Bei regelmäßiger Arbeit und Lebenstätigkeit ist das nicht möglich; es wird daher eine vier bis fünf Monate dauernde Borska angeordnet. Man legt sich auf riesige Defen (Palati), löst das Vieh aus und verbringt sein Dasein im Nichtstun und Schlafen, nicht nur einzelne Familien, sogar ganze Dörfer und Bezirke. Nur das Allernotwendigste wird bei diesem Winterschlaf getan, so daß sich das Nahrungsbedürfnis natürlich ganz bedeutend verringert.

Neue Werke bekannter Autoren. Curt Corrinth hat ein neues Bühnenwerk vollendet: „Trojaner“, ein Gegenwartsstück in sieben Akten, das von der Berliner Volksbühne zur Uraufführung angenommen worden ist. — Die neue Komödie von Melchior Lengyel, „Lithamer“, gelangt Ende November im Theater im Ballmehaus in Berlin zur Uraufführung. — „Mein Mann fliegt in Paris“ heißt eine neue Komödie von Artur Landberger, die demnächst im Berliner Trianontheater zur Uraufführung gelangt.

Bauten aus Butterpfennigen. Eine ganze Anzahl von Kirchen, schönen alten Türmen und Brücken verdanken ihre Entstehung nichts anderem als dem kräftigen Butterhunger unserer Vorfahren. Es war nämlich im späten Mittelalter zeitweise zu so einem üppigen Butterverbrauch in Deutschland gekommen, daß sich die Kirche entschloß, das Butteressen wenigstens an den Fasttagen zu verbieten. Wer wollte, konnte sich aber auch durch Zahlung eines kleinen Betrags, den man den „Butterpfennig“ nannte, von dem Verbot befreien. Die ziemlich beträchtliche Menge dieser Butterpfennige, die in eigens hierfür bestimmten „Butterkästen“ gesammelt und aufbewahrt wurden, verwendete die Kirche später zum Bau größerer Bauwerke, von denen sich sicher viele bis heute erhalten haben.

Fröhliche Ecke.

Der geschäftsuntüchtige Beamte. Ein bekannter ungarischer Schriftsteller gab unlängst im Budapest Journalistenklub folgende Variante einer alten Anekdote zum besten: Kommt da ein ungarisches Bäuerlein an den Fahrkartenschalter einer kleinen Eisenbahnstation. „Wieviel macht's dritter Klasse nach Debreczin?“ — „Zehn Pengö sechzig“, lautet die Antwort. — „Gut, Herr Beamter, ich habe aber nur vier Pengö!“ — Vergerlich knurrt der Beamte, der scheinbar seine Deutchen kennt, zurück: „Bei uns wird nicht gehandelt!“ Und wirft den Schalter zu. Das Bäuerlein geht zur Seite und setzt sich fünf Minuten tieffünnierend auf eine Bank. Dann klopft er wieder an den Schalter: „Nun, denn, um des lieben Friedens willen, ich gebe freiwillig sechs Pengö!“ Der Beamte würdigt ihn überhaupt keiner Antwort. Die Abfahrtszeit rückt immer näher, und schließlich scheint der Bauernmann einen heroischen Entschluß gefaßt zu haben. Er erscheint wieder am Schalter und schiebt acht silberne Pengö zu dem Beamten hin. „Hier sind acht Pengö für einmal dritter Klasse nach Debreczin!“ — Wütend wirft der Beamte das Geld zurück und verbittet sich weitere Aufzereien. In diesem Augenblick läuft der Zug in die Station, nimmt einen einsamen Passagier mit und donnert weiter. Der Bahnhof liegt verlassen wie vorher, und nur das Bäuerlein steht mit triumphierendem Gesicht wieder vor dem Schalter und höhnt den Beamten: „So, das haben Sie nun davon! Was haben Sie nun für ein Geschäft gemacht?“

Schöne Aussichten. „Na, Herr Gerichtsvollzieher, da haben Sie ja 'ne ganze Menge Jungens; was sollen die denn alle werden?“

„Ja, bei der Konjunktur? Alle Gerichtsvollzieher der Reihe nach!“